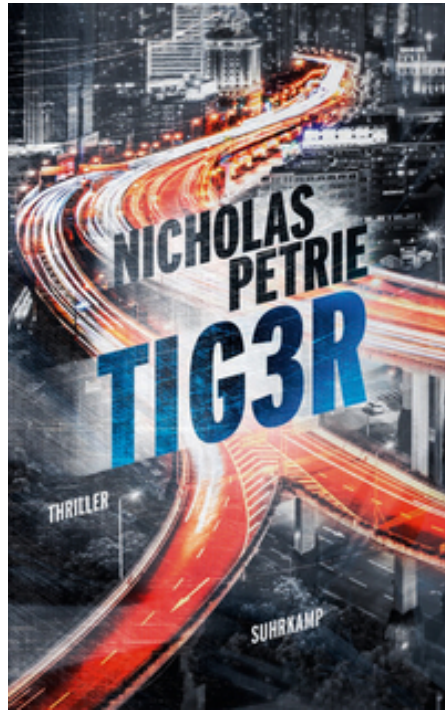


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Petrie, Nicholas
TIG3R

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von Thomas Stegers

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4821
978-3-518-46821-0

suhrkamp taschenbuch 4821

**NICHOLAS
PETRIE**

TIG3R

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas Stegers

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Burning Bright bei Penguin Random House, New York.

Erste Auflage 2017

suhrkamp taschenbuch 4821

© 2017 by Nicholas Petrie

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Yongyuan Dai/Getty Images

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46821-0

TIG3R

In what distant deeps or skies
Burnt the fire of thine eyes?
On what wings dare he aspire?
What the hand, dare seize the fire?

Tyger, Tyger burning bright,
In the forests of the night:
What immortal hand or eye,
Dare frame thy fearful symmetry?

William Blake

Welcher Abgrund, welche Ferne
Barg die Glut der Augensterne?
Welche Flügel mag er schwingen?
Welche Hand das Feuer zwingen?

Tiger, Tiger, grelle Pracht
In den Dickichten der Nacht,
Wes unsterblich Aug und Hand
Wohl dein furchtbar Gleichmaß band?

William Blake

(Deutsch: Walter Wilhelm)

Prolog

Steig nicht ins Auto.

June Cassidy hatte es oft genug zu hören bekommen. Von ihrer Mutter, von ihrem Selbstverteidigungstrainer, von ihren Freunden, immer und immer wieder.

Ganz egal, was passiert, steig niemals zu Fremden ins Auto.

Weil sie dich sonst haben.

Guter Rat.

Aber der nützte ihr jetzt wenig, weil die Männer sie bereits in das verdammte Auto gezerrt hatten.

Sie saß auf dem Rücksitz eines großen SUV, mit dem Rücken an der verschlossenen Seitentür, Plastikschellen an den Handgelenken, zwei Sitze weiter ein humorloser fettwanstiger Pseudoagent mit lüsternem Blick.

Ihre Möglichkeiten waren begrenzt.

Es war eine besonders anstrengende Woche gewesen, in einer ohnehin schwierigen Zeit.

Ihre Zeitung war aufgekauft worden, wie fast alle größeren Lokalzeitungen, und die neuen Eigentümer machten umgehend Schulden, um sich für ihre Investition zu belohnen. Als die Anzeigen rasant zurückgingen – schönen Dank auch, fucking Craigslist –, fing man an, Reporter zu entlassen, in erster Linie die investigativen Journalisten, die für ihre Storys oft Wochen oder gar Monate brauchten. June war jung, begabt, eine billige Arbeitskraft, weswegen sie sich länger als die meisten anderen hielt. Doch der Konkurrenzkampf war brutal und wurde mit jedem Tag gnadenloser.

Dann war endgültig Sense und June nur eine von vielen

Freischaffenden mit einem Abschluss in Journalismus; in diesen hochtechnisierten Zeiten ungefähr so nützlich wie ein Diplom in Klingonisch oder, noch schlimmer, ein Master in Englisch.

Für eine alleinstehende, knapp Dreißigjährige war Selbstständigkeit kein Ersatz für einen echten Job.

Ein Jahr lang hangelte sie sich von einem mickrigen Auftrag zum nächsten und versuchte, Leser auf ihren Blog zu lenken. Dann war Public Investigations an sie herangetreten, eine durch Crowdfunding finanzierte Nonprofitgruppe investigativer Journalisten, die sich einer Berichterstattung verschrieben hatte, zu der viele Zeitungen nicht mehr in der Lage waren.

Public Investigations leistete bewundernswerte Arbeit. Im Jahr zuvor hatten ihre Finanzjournalisten in einem ausführlichen Dossier den versuchten Bombenanschlag auf eine Bank in Milwaukee und den nachfolgenden Flashcrash aufgedeckt. PI verfügte jedoch nur über ein geringes Budget, so dass June im Grunde weiterhin freischaffend war, zwar mit einer Redaktion im Rücken, jedoch ohne Krankenversicherung und namentlich gezeichnete Artikel in der *Chicago Tribune*.

Trotzdem machte sie echte Fortschritte, pendelte zwischen ihrer Garagenwohnung in Seattle und dem kleinen Haus ihrer Mutter in Palo Alto, einer billigen Bleibe, um von dort aus die Westküste journalistisch abzudecken. Ihr Spezialthema: Privatsphäre im elektronischen Zeitalter. Nach Manning, Snowden und den NSA-Enthüllungen beherrschte es die Titelseiten, und sie konnte endlich wieder beruflich durchstarten.

Dann wurde ihre Mutter, Yoga-Fan und Vegetarierin, die täglich fünfhundert Meter schwamm, von einem Auto überfahren und starb. Der Fahrer beging Fahrerflucht. Das war eine Woche her.

Junes Mutter, Hazel Cassidy, ordentliche Professorin an der Stanford University, MacArthur Fellow und berühmte Nervensäge, vom Truck eines Klempners getötet. Mit sechzig.

Wie bei vielen Frauen war auch Junes Beziehung zu ihrer Mutter kompliziert gewesen. Ihre Berufswahl, ihre Freunde, ihre Frisur, alles kam auf den Prüfstand, obwohl ihre Mutter sie deswegen nie direkt angegangen war.

Hazels Markenzeichen waren unterschwellig aggressive, zweischneidige Komplimente. »Für mich wäre so ein Outfit ja nichts, aber dir steht es ganz gut.« Als Junes Serie über Datenvergehen in der Medizintechnik für den Pulitzerpreis nominiert worden war, schmiss Hazel für ihre Tochter eine grandiose Party, hatte aber auch Junes Ex-Freund dazu eingeladen, weil Junes neuer Freund Hazels hohen Ansprüchen nicht genügte.

Am Schlimmsten war, dass sie meistens recht hatte. Sie hatte recht, was das Outfit anging, und sie hatte recht, was den beschissenen Freund anging, eigentlich alle ihre Freunde. Manchmal schaffte June es, nicht gleich aufstürzen zu schalten und dabei zu übersehen, wie gut Hazel sie kannte und wie viel ihr an June lag.

Jetzt war sie tot, und alles würde leichter.

Was würde Hazel für eine bissige Bemerkung über ihre unmögliche Frisur machen.

Seit Hazels Tod war eine Woche vergangen, aber es kam ihr wie eine Ewigkeit vor.

Nachdem sie ein paar Tage gebraucht hatte, um die Trauerfeier vorzubereiten, und dann noch mal etwas Zeit, um alles zu verkraften, hatte sie in Palo Alto die Sachen ihrer Mutter geordnet, dabei viel geweint, sich an früher erinnert und versucht, sich neu zu sortieren.

Offenbar hatte ihre Mutter an einem geheimen Soft-

wareprojekt für das Verteidigungsministerium gearbeitet, was sie June gegenüber nie auch nur erwähnt hatte.

In einer schlaflosen Nacht wollte sie sich mit dem Kartenschlüssel ihrer Mutter und dem Code Zutritt zu deren chaotischem Büro in Stanford verschaffen. Sie redete sich ein, sie würde nur Familienfotos und die wenigen Pflanzen abholen, die Hazel nicht hatte vertrocknen lassen. Hauptsächlich aber wollte sie in Erinnerung an ihre Mutter den Ort auf sich wirken lassen, der Hazels besseres Zuhause gewesen war, ihren Computerraum.

Stattdessen fand sie das Schloss bereits aufgebrochen vor, die Tür von einem Stuhl aufgehalten. Zwei dicke, granitige Männer in dunklen Anzügen und mit Ausweisen vom Verteidigungsministerium packten den maßgeschneiderten Tig3r-Experimentier-Minicomputer ihrer Mutter und alle Ersatztreiber, die sie finden konnten, in einen Pappkarton. Auf ihrer Sackkarre stapelten sich bereits Archivboxen mit dem Inhalt des gesicherten und feuerfesten Aktenschanks, der offen stand wie eine Leiche für den Gerichtsmediziner.

Die Beamten zückten ihre Ausweise, viel zu kurz, um Namen zu erkennen, stellten aber demonstrativ die Pistolen in ihren Hüftholstern zur Schau. Der Blasse übernahm das Reden, während sein Blick über ihren Körper wanderte; der Dunkle sagte keinen Ton. Sie ließen sie im Türrahmen stehen mit der Warnung, diese Aktion sei geheim, und sollte ihr einfallen, auch nur darüber zu sprechen, müsse sie mit einer Anklage rechnen.

June sah ihnen hinterher, als sie mit der Sackkarre über den Flur abzogen, und sie dachte daran, dass ihre Mutter den Staat eigentlich immer gehasst hatte.

Warum sollte sie für das Verteidigungsministerium gearbeitet haben?

Anders ausgedrückt: Warum rückten diese Leute um drei Uhr morgens an?

Und warum nahmen sie den Tig3r mit, den launischen Minicomputer, und nicht den großen, ultraschnellen, flüssiggekühlten Cray, auf den ihre Mutter so stolz gewesen war?

June hatte den Kopf voll, und als sie sich am nächsten Tag endlich aus dem Bett quälte, stellte sie fest, dass kein Kaffee im Haus war. Wie, verdammt, hatte es so weit kommen können?

Ein Notfall. Sie stieg in die Kleider von gestern, hängte sich ihre Tasche um, schwang sich auf das alte, aber hochgetunte Schwinn-Singlespeed-Fahrrad ihrer Mutter und radelte zu Philz Coffee.

Auf der Middlefield Road überholte sie ein schwarzer SUV mit getönten Scheiben und drängte sie auf den Seitenstreifen ab. Auf dem Armaturenbrett rotierte ein Blaulicht. Das Fenster der Beifahrerseite glitt hinunter, und derselbe blasse Beamte von gestern Nacht quälte sich ein Lächeln ab.

Er sah ihr nicht ins Gesicht, sondern auf ihre Brüste, die durch den Gurt der Umhängetasche besonders betont wurden. Echt daneben, dachte sie. Das Verteidigungsministerium sollte sein Benimmbuch mal von einer Frau überarbeiten lassen.

»Fahren Sie bitte an den Rand, Ms Cassidy. Wir möchten uns ein paar Minuten mit Ihnen unterhalten.«

»Nicht jetzt«, sagte June verärgert. Sie hatte nicht genug Koffein intus, rasende Kopfschmerzen, seit Tagen keinen Sport mehr getrieben. Gerade erst hatten durch das Radfahren die Muskeln angefangen sich zu entkrampfen, da tauchte dieser Idiot auf. »Ich brauche unbedingt einen Kaffee.«

Der dicke SUV hatte sich ihrem Tempo angepasst. »Es dauert nur einen Moment«, sagte der Blasse. »Wir können bei Starbucks vorbeifahren, wenn Sie wollen.«

Der Beamte wollte einfach nicht begreifen. Außerdem

würde sie niemals ein Starbucks betreten, keine zehn Pferde kriegten sie da rein. »Hören Sie«, sagte sie. »Ich habe es eilig. Schicken Sie mir eine E-Mail. Rufen Sie mich auf dem Handy an. Dürfte doch kein Problem für Sie sein, die Nummer herauszufinden.«

Der Beamte sah den Fahrer an, der nicht ganz so blass war, aber umso weniger Humor hatte. Warum trugen solche Leute bloß immer so hässliche Anzüge? Der Fahrer nickte.

»Ich arbeite für eine staatliche Behörde«, sagte der Blasse. »Wollen Sie sich einer rechtmäßigen Anordnung widersetzen?«

»Meine Güte, nein.« Obwohl sie sich allmählich fragte, ob das Anliegen tatsächlich rechtmäßig war. Nicht ihr Fachgebiet, aber mit ein paar Anrufen ließe sich das klären. »Nach der Mittagspause, okay? Ich habe jetzt eine Besprechung. Schicken Sie mir eine SMS.«

Der Beamte hob die Hand, der Fahrer scherte nach rechts aus und schnitt June mit dem schwarzen SUV den Weg ab, so dass ihr nichts anderes übrigblieb, als scharf zu bremsen, wollte sie nicht eines der geparkten Fahrzeuge schrammen.

»He, Sie Scheißkerl«, setzte sie an, kam aber nicht weiter, denn der Beamte sprang aus dem Auto und stieß ihr einen Elektroschocker in die Seite.

Es fühlte sich an, als hätte ein Gorilla zugeschlagen. Ihre Beine versagten, und sie brach über dem Lenker zusammen.

Der Mann legte ihr Plastikhandschellen an, befreite sie von dem Fahrrad, hob sie wie eine Stoffpuppe hoch und warf sie auf den Rücksitz.

Der Fahrer checkte die Rückspiegel. »Was machen wir mit dem Fahrrad?«

»Liegen lassen«, sagte der andere, hob die Umhängetasche vom Boden auf und setzte sich neben June. Er holte ein Handy aus der Hosentasche, drückte eine Taste und sagte: »Wir haben sie.«

Der SUV schob sich rückwärts in den morgendlichen Verkehrsfluss, das Blaulicht blinkte noch immer und vermittelte den Eindruck von Wichtigkeit und Eile, und nur ein leises Knirschen war zu hören, als der rechte Hinterreifen über das alte Fahrrad rollte.

Das Auto hinter dem SUV bremste ab, um dem verbotenen Fahrradrahmen auszuweichen, und sein Fahrer war die einzige Person, die sich fragte, was hier geschehen war.

Der schwarze SUV war da schon längst untergetaucht.

June brannte die Haut, da, wo der Elektroschocker sie berührt hatte. Zum Glück war sie nicht verletzt, es tat nur weh, wie nach einem langen Training in der Kletterhalle. Der Sturz über den Fahrradlenker hatte ihr mehr zugesetzt. Vor allem hatte sie Angst. Sie saß in einem fremden Auto, mit fremden Männern. Eine Angst, die rasch in Wut umschlug.

Sie war sich jetzt sicher: Diese Männer arbeiteten nicht für eine staatliche Behörde, Dienstmarke und Blaulicht hin oder her. Niemals hätten offizielle Vertreter einen Elektroschocker benutzt, sondern die Polizei vor Ort losgeschickt und June ordentlich vorgeladen.

Aber was wollten sie überhaupt von ihr?

Es konnte nur etwas mit dem Computerraum ihrer Mutter zu tun haben.

Sie registrierte aufmerksam ihre unmittelbare Umgebung. Die hinteren Autotüren waren verriegelt, und der Fahrer schaute auf die Straße und in die Spiegel. Die nachlässige Art, mit der ihr Sitznachbar sie beobachtete, konnte nur bedeuten, dass er in ihr keine Bedrohung sah, bloß ein kleines wehrloses Mädchen. Bis er anfang, nach ihr zu schießen, sie in ihren Handschellen abzuchecken, als wollte er sie, wenn das alles hier vorbei wäre, zum Essen einladen.

Als hätte er nicht kapiert, dass er sie mit einem schieß Elektroschocker niedergestreckt und verschleppt hatte.

Sie kannte diesen gewissen Blick von dem Kerl, der sie im ersten Semester an der Uni mit Everclear versetztem »Punsch« stockbesoffen gemacht hatte, damit er sie in der Garderobe seiner Studentenverbindung vergewaltigen konnte. Einer der Typen, die glaubten, Mädchen gingen auf Partys, um sich volllaufen und dann flachlegen zu lassen, man täte doch nur ein gutes Werk, und ein Nein bedeutete eigentlich Ja; Typen, die sich für so unwiderstehlich hielten, dass ein Mädchen ihnen niemals ernsthaft eine Abfuhr erteilen würde.

Sie hatte die Vergewaltigung bei der Campus-Police angezeigt, doch seine Kumpel von der Verbindung verbreiteten Lügengeschichten, sie habe sich betrunken und ihn angemacht. Der Ermittler konnte nicht viel ausrichten. Sie wusste nicht mal, ob er ihr überhaupt glaubte.

Statt die Wut in sich hineinzufressen, beschloss sie, dieses Ereignis als eine Lektion in Sachen mangelndes Urteilsvermögen zu begreifen und als Ansporn, endlich Verantwortung für sich zu übernehmen. Sie ging nicht mehr auf Massenpartys, besuchte Selbstverteidigungskurse und trank nur noch das, was sie sich selbst eingegossen hatte.

Gewalt hatte sie immer abgelehnt, geriet auch nicht leicht in Rage. Aber sie war bekannt dafür, nachtragend zu sein. Das Selbstverteidigungstraining war Mittel zum Zweck. Sie wollte sich schützen, mehr nicht. Sie holte mehrmals tief Luft, reicherte ihr Blut mit Sauerstoff an, steigerte ihre Wut bis zur Weißglut und wartete auf die nächste rote Ampel.

Als der Fahrer sich in die Spur nach Old Middlefield einordnete, wusste sie, dass ihr die Zeit davonlief. Einmal auf dem Freeway, und sie wäre ihnen ausgeliefert. Dort gab es keine Ampeln. Sie sah das Schild, Las Muchachas, spannte die Bauchmuskeln an, hielt sich mit der linken Hand an der Kopfstütze des Fahrers fest, schwenkte zur Seite und trat

dem Mann, ihrem potentiellen Vergewaltiger, frontal ins Gesicht.

Sie trug schwere Wanderschuhe, und ihre Beine waren vom vielen Joggen und Radfahren kräftig, so dass der Tritt ihn mit voller Härte traf. Er kippte nach hinten und versuchte sie abzuwehren, doch sie trat weiter zu, so fest sie konnte – ins Gesicht, an den Hals, die Oberarme.

Als er endlich in die Offensive ging, mit seinen Patschhänden nach ihr ausholte, beugte sie sich vor und nahm ihn in Polizeigriff, schlang die andere Hand um seinen kleinen Finger und bog ihn nach hinten, gar nicht so einfach mit Handschellen, aber sehr wirkungsvoll. Das blutige, fleischige Gesicht des Mächtgernvergewaltigers verzerrte sich, und er schrie vor Schmerz, der Fahrer brüllte irgendwas und versuchte, an den Rand zu fahren. Sie hätte sich diese Aktion vorher gründlich überlegen sollen, doch jetzt steckte sie mittendrin und durfte nicht aufgeben, denn die Alternative wäre völlig inakzeptabel.

»Geben Sie mir den verdammten Elektroschocker«, knurrte sie. Sein Finger war kurz davor zu brechen, sein Gesicht von ihrer Geländesohle wie zermanscht, doch jetzt hatte sie ihn vollends gegen sich aufgebracht und wollte ihm nicht noch näher zu Leibe rücken. Er war größer und stärker als sie, und der beengte Raum ließ sich nicht zu ihrem Vorteil nutzen. Sie wusste nicht, wann er auf den kleinen Finger schießen würde. Wenn er den Schocker wieder einsetzte, umgekehrt sie in den Schwitzkasten nahm oder ihr gar mit der Faust ins Gesicht schlug, wäre sie erledigt. Sie rief nochmal laut und deutlich: »Geben Sie mir den verdammten Schocker!«

»Okay«, sagte er und fasste in die Tasche, doch seine Schweinsäuglein verrieten ihr seine Absicht, und als der Elektroschocker zum Vorschein kam, brach sie ihm den Finger. Sie spürte es knacken, nur ein kleiner schwacher Kno-

chen, trotz der feisten Pranke. Er heulte auf, hatte aber offenbar die gleiche Überlegung angestellt wie sie, denn er bewegte den knisternden Elektroschocker in ihre Richtung.

Sie hatte seinen Finger nicht losgelassen, zog kräftig an ihm, drehte ihn, so dass der Knochen knirschte. Jaulend ließ der Kerl den Elektroschocker fallen. Jetzt musste sie loslassen, um die Waffe vom Boden aufzuheben, doch den Tausch machte sie gerne, denn der SUV steuerte den Straßenrand an, und gleich musste sie auch noch mit dem Fahrer fertigwerden.

Der Kerl drückte seine verletzte Hand an die Brust, ein Bein rutschte vom Sitzpolster. June stützte sich mit dem Knie ab und versetzte ihm einen saftigen Tritt in den ungeschützten Schritt. Sie spürte die Weichteile und wusste, sie hatte getroffen, als er sich wimmernd zusammenkrümmte.

Sie schwenkte zur Seite, rammte dem Fahrer die Zange des Elektroschockers in den Nacken und hielt den Abzug sekundenlang gedrückt, bis es nach verschmortem Fleisch roch.

Der SUV verlor bereits rasch an Fahrt. Die durch den Elektroschock ausgelösten Zuckungen des Fahrers führten dazu, dass er die Bremse durchtrat. Die Räder blockierten, und die Reifen schmierten über den Asphalt.

June kniete auf dem Rücksitz, wurde durch den abrupten Halt seitlich über die Mittelkonsole geschleudert und prallte mit Schulter und Arm auf das Armaturenbrett. Die Handschellen waren ein Problem, doch June klammerte sich förmlich an den Elektroschocker, kam schließlich auf die Beine und hielt dem Fahrer ein zweites Mal den Schocker in den Nacken, auf den Hemdkragen, bis der Mann zusammensackte. Als der Wagen aufhörte zu schlingern, brachte sie die Gangschaltung in Parkstellung, beugte sich nach hinten und zappte dem zusammengerollten Möchtegernvergewaltiger in den Hosenboden. Er zuckte und schrie

und wurde gegen die Autotür gequetscht, aber sie drückte ihm den funkenschlagenden Schocker so lange in den Hintern, bis der Stoff sich an den Kontaktstellen schwarz färbte. Seine Schließmuskeln versagten, der Gestank brachte sie zum Würgen.

Sie stieß die Tür auf und fiel aus dem Auto auf den leeren Bürgersteig, als wäre sie aus einem Albtraum erwacht. Sie musste sich zwingen, die hintere Tür zu öffnen und die Taschen des Mannes zu durchsuchen. Kein Kinderspiel mit gefesselten Händen, und als sie das hässliche kleine Messer mit dem furchtbaren Wellenschliff gefunden hatte, schnitt sie sofort die Plastikbänder durch und steckte das Messer in die eigene Tasche. In dem Schulterholster des Mannes steckte eine Pistole, die sie nicht anrührte, und in der Innentasche des Jacketts ein Portemonnaie und ein Ausweismäppchen. Sie nahm beides an sich.

Der Fahrer stöhnte, und sie stieg wieder vorne ein und zappte ihn in die Brust. Sie ließ auch ihm seine Pistole, doch um an sein Portemonnaie in der Gesäßtasche zu kommen, musste sie erst den Sicherheitsgurt lösen, die Tür öffnen und ihn halb auf die Straße stoßen.

Die Portemonnaies und Dienstaussweise wollte sie in ihren Besitz bringen, weil sie sich als Journalistin bestens mit der Macht des Wissens auskannte. Sie wollte verhindern, dass die Arschlöcher mit ihren gefälschten Ausweispapieren einfach so durchkamen, wenn die Polizei auftauchte. Und ihnen die Pistolen zu belassen würde es für sie noch schwieriger machen, sich herauszureden.

Mittlerweile hatte der SUV jede Menge Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Quer über zwei Spuren hatte er knapp ein Backsteinmüerchen, die Einfriedung eines Parkplatzes, verfehlt und war kreischend auf dem Bürgersteig zum Stehen gekommen. Hinter dem Fond, der noch eine Spur blockierte, stauten sich Autos, und die Fahrer schauten aus halb geöffneten Türen auf das Geschehen.

In der finsternen Hölle des zurückweichenden Adrenalins hatte June sich genug Geistesgegenwart bewahrt und nahm ihre Umhängetasche wieder an sich. Sie warf die Portemonnaies und den Elektroschocker hinein, holte ihre Chicago-Cubs-Mütze heraus, zog sich den Schirm mit zitternden Händen tief in die Stirn und suchte den schnellsten Fluchtweg, bloß runter von der Straße, und fragte sich noch, ob sie den Mann auf der Rückbank vielleicht getötet hatte und wie viele Überwachungskameras ihr Gesicht eingefangen hatten.

Was ging hier eigentlich ab?

Sie rannte in eine Anlieferstraße neben einer Autowerkstatt, schlängelte sich zwischen verwilderten Bepflanzungen hindurch, die als Abgrenzungen zu den Parkplätzen erhalten mussten, überquerte die Independence, gelangte in eine geschützte Mini-Mall und traute sich in eine Boutique, die sich Glad Rags nannte. Zielstrebig steuerte sie die Toiletten im hinteren Bereich an, sank in einer Kabine zu Boden und brach, mit der Tasche auf dem Schoß, in krampfartiges stummes Schluchzen aus.

Sie erlaubte sich nur wenige Minuten, mehr brauchte sie nicht. Nachdem sie sich mit dem Handrücken über die Augen gewischt, kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt und ihren Lippenbalsam nachgezogen hatte, war ihr Verstand wieder voll einsatzfähig, ihre professionelle Paranoia auf Hochtouren, ihre Wut nunmehr eiskalt.

Sie war stinksauer.

Die Männer waren in den Computerraum ihrer Mutter eingebrochen, und sie hatten June auf der Straße überfallen. Konnte sie sich gefahrlos an die Polizei wenden? Überhaupt, wo sollte sie hingehen, nachdem sie die relativ sichere Damentoilette erst mal verlassen hatte? Zum Haus ihrer Mutter? Eher nicht. Sollte sie bis nach Seattle fahren, in ihre eigene Wohnung?